

Clelia und die seltsamen Steine [Fortsetzung]

Autor(en): **Lendorff, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 43

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648780>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

CLELIA

ROMAN VON GERTRUD LENDORFF

und die seltsamen Steine

5. Fortsetzung

Nachdruck verboten

Das Ganze war vielleicht dekorativ und zu seiner Entstehungszeit jedenfalls teuer gewesen, aber ob es auch bequem war, blieb eine offene Frage. Aber die alten Ritter in ihren Harnischen hatten wahrscheinlich die Dreiblätter, Vierpässe und Fischblasenmuster in ihrem Rücken gar nicht gespürt, und damit hatte der Schreinermeister der wiedergeborenen Münchenergotik entschieden noch gerechnet.

Clelia fühlte eine sonderbare Scheu, bis zu jenem Tisch zu gehen und sich in einem der Stühle niederzulassen, obwohl das Dienstmädchen sie dazu dringend aufforderte. Von der andern Seite der verschlossenen Türe, durch die sich vermutlich Dr. Schneewind in eiliger Flucht zurückgezogen hatte, drang ein rasches, rhythmisch sich wiederholendes Geräusch, so ungefähr, wie wenn ein Pferd gestriegelt würde. Clelia begann unwillkürlich zu lächeln: Dr. Schneewind bürstete sich wohl die Haare, weil er vor der „Dame“, die ihm gemeldet worden war, schön erscheinen wollte...

Sie wurde sogleich wieder ernst. Zu dumm, solche Gedanken konnte man sich bei Peterchen von Theissen erlauben oder bei andern Jungen, aber dieser feine Gelehrte, der selber aussah wie ein indischer Asket oder Jogi, war über derartiges erhaben. Maja... alles Maja.

In diesem Augenblick widerfuhr ihr ein Missgeschick. Sie stand dicht vor einem Büchergestell, mit dem Rücken beinahe an den Büchern, und nun, da sie sich infolge ihrer Schüchternheit vielleicht etwas zu stark angelehnt hatte, rutschte etwas neben ihrer Schulter. Sie wandte sich rasch um und sah erst jetzt, dass auf einem kleinen Ebenholzsockel ein kleiner Marmorkopf aufgestellt war. Sie musste daran gestossen sein, jedenfalls konnte sie ihn gerade noch auffangen, ehe er fiel. Ihre erste Bewegung sollte selbstverständlich dazu dienen, ihn wieder auf seinen Platz zu befördern, aber sie hielt verwundert inne, denn nun sah sie — ganz zufällig und ungewollt —, dass unterhalb der Haarlocke am Nacken, dicht über der Bruchstelle, ein rotgefärbter Buchstabe eingeritzt war. Der Buchstabe war ihr vertraut... Oder vielmehr, er glich genau dem Zeichen, das Wocke Umfeld sie damals als seine Signatur zu erkennen gelehrt hatte!

Sie stand mit dem Köpfchen in der Hand da und starrte immer noch wie im Traum auf dieses Zeichen, als sich die Tür öffnete und Dr. Schneewind ins Zimmer trat. Er hatte sich sichtlich zurechtgemacht; sein Haar lag glatt und weich über der hohen Stirne, sogar die Schuhe, die er trug, waren so neu, als ob er sie zu dieser Stunde erst gekauft hätte. Aber Clelia fiel das alles gar nicht auf. Und auf den verwunderten Blick mit dem er sie musterte, hatte sie zunächst nur eine stumme Bewegung zur Antwort: sie hob nämlich das Köpfchen mit beiden Händen in die Höhe, als ob sie es ihm überreichen wollte.

„Ja, hübsches Ding, was? Haben Sie sich in den Jüngling etwa verliebt?“ Und seine hellen Augen funkelten belustigt hinter seinen Brillengläsern.

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Nein,“ sagte sie und gewann rasch die Fassung wieder, denn im Tone seiner Stimme war etwas, das sie ärgerte. „Ich war bloss unge-

schickt und stiess mit der Schulter daran. Sie müssen entschuldigen. Es ist eine blödsinnige Art, sich einzuführen, aber da ich mich nicht setzen wollte, lehnte ich mich an das Büchergestell, und ich hatte die Plastik nicht gesehen.“ Und damit stellte sie das Köpfchen wieder an seinen Platz.

„Nun, betrachten Sie es nur, wenn es Ihnen gefällt“, sagte Dr. Schneewind begütigend. „Es lohnt sich, sie zu betrachten, gute inselgriechische Arbeit. Ende des sechsten oder Anfang des fünften Jahrhunderts. Das Ding ist das Entzücken aller Kenner. Aber bitte, setzen Sie sich doch.“

Er trat neben Sie, nahm den Kopf wieder von seinem Platz herunter und stellte ihn mitten auf den gotischen Tisch. Clelia setzte sich ihm gegenüber. „Alles ist Maja“, sagte sie zu sich selbst wie in einem Traume.

„Sie wollten mich sprechen“, begann Dr. Schneewind. „Das Mädchen hat mir gesagt, dass Sie wegen meiner Übungen gekommen sind.“

„Ja.“ Clelia sah in voll an. „Ich studiere Kunstgeschichte. Zufällig kam ich in ihre Vorlesung, und da... da... Ich dachte, dass ich gerne an Ihren Übungen teilnehmen würde...“

„Im wievielten Semester sind Sie denn?“ fragte er langsam und jedes einzelne Wort so stark betonend, dass es ein ganz unerhörtes Gewicht bekam.

„Im ersten“, antwortete Clelia rasch.

Dr. Schneewind lächelte überlegen. „Ja, da muss ich Ihnen leider sagen... es sitzen Leute im sechsten, siebenten, achten Semester bei mir...“ Er schwieg einen Augenblick. Dann fuhr er fort: „Haben Sie bereits irgendwelche Vorkenntnisse? Ich meine... manchmal hat man doch während der Schulzeit Gelegenheit, sich nebenbei...“

Sie schüttelte den Kopf und kam sich sehr klein und hässlich vor.

„Das Gebiet ist mir ganz neu“, gestand sie und sah ihn frei und zugleich demutvoll an. „Es ist nur... ich dachte, da ich voraussichtlich nicht lange in München bleiben werde, möchte ich die Gelegenheit ausnützen. In der Schweiz...“

Er unterbrach sie durch eine Handbewegung. „In Basel haben Sie den besten Sanskritforscher unserer Zeit, den Altmeister Wackernagel, einen Gelehrten von ungeheurem Wissen und...“

Clelia hörte überhaupt nicht hin. Ihre Blicke hingen wieder an dem seltsamen roten Zeichen auf dem Halse des Marmorköpfchens. Wie in aller Welt war es dorthin gelangt?

„Nun, was stört Sie denn so an meinem Köpfchen?“

Sie schaute auf. Ihr Gesichtsausdruck war völlig ratlos. Dr. Schneewind, der sich stets so setzte, dass sein Antlitz im Schatten blieb, während das volle Licht auf das seiner Besucher fiel, lächelte sarkastisch.

„Es ist hier ein Zeichen eingeritzt“, begann Clelia abrupt. „Ein Buchstabe...“

„Ein griechisches Schriftzeichen.“ Er nickte bedächtig. „Haben Sie noch nie griechische Schrift gesehen?“ Nun war seine Stimme eitel Ironie. „Es ist vermutlich das Bruchstück einer Weihinschrift. Ein Buchstabe in der

Form wie sie auf den Inseln geläufig ist. Sie haben also kein Griechisch gelernt in der Schule?“

„Nein“, sagte Clelia und grübelte weiter. Hatte Wocke denn doch ein Schriftzeichen verwendet, das mit einem griechischen Buchstaben identisch war?

„Nein. Ich habe nicht Griechisch, sondern statt dessen Englisch gelernt. Aber ich kann noch damit anfangen.“

„Ja, was wollen Sie denn eigentlich studieren?“ unterbrach Dr. Schneewind sie, und seine Frage klang wie lauter Hohn.

„Kunstgeschichte“, antwortete Clelia rasch.

„Ach ja, das ist ja recht passend für eine junge Dame“, sagte er. „So ein bisschen da und ein bisschen dort herum-schnüffeln, italienische Kunst der Frührenaissance, Botticelli und dergleichen und ein bisschen altdeutsche Plastik, und ein bisschen herumreisen in der Welt... aber im ganzen... Viel kommt dabei nicht heraus, und in einigen Jahren werden Sie doch heiraten, und dann, Gott, das Wenige, das man gelernt hat — es gibt den Stoff ab für ein sogenanntes gebildetes Gespräch!“

Er schaute dabei Clelia unverwandt an. In ihre Wangen stieg langsam das Blut, ihr Mund öffnete sich, ihre Brust hob und senkte sich krampfhaft. „Was glauben Sie denn eigentlich von mir?“ stiess sie hervor.

„Nun, nichts anderes, als was ich von all den reizenden jungen Damen glaube, die in unseren Hörsälen herum-schwärmen und sich für Kunst begeistern. Dass es eine angenehme Art ist, die Zeit auszufüllen, bis man einen Mann gefunden hat. Wenn auch die frühere Weise, sich bei Kochen und Nähen auf die Verheiratung vorzubereiten sicherlich zweckdienlicher war!“

Etwas in der nachlässigen Haltung, in der er ihr gegenüber sass und die Worte langsam, gleichsam tropfenweise von seinen Lippen fallen liess, beleidigte Clelia weit mehr als der Sinn seiner Worte. Sie fuhr auf: „Wenn Sie meinen, dass ich hergekommen sei, um mir Ungezogenheiten bieten zu lassen...“

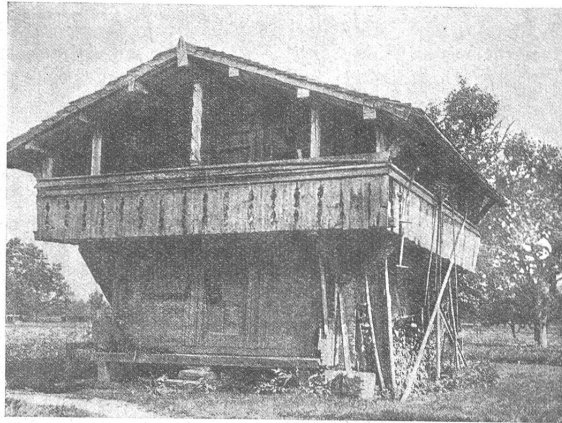
„Nun, nun...“

Sie stand mitten im Zimmer; ihre Augen funkelten.

„Wenn Sie glauben, dass ich auf den alten Leim hereinfalle, dass wir Frauen bloss Kinder kriegen und kochen und putzen sollen...“ Sie war so zornig, dass sie ihre Worte nicht mehr abwog. „Selbstverständlich will ich auch Kinder bekommen und kochen und putzen, wenn es notwendig ist, aber wenn Sie meinen, dass man die ganze Wissenschaft und Kunst einfach vor uns verschliessen kann, nur... nur... weil wir Mädchen sind... Ich war die Beste in meiner Klasse, und ich habe gearbeitet wie die Buben, und wir sind gute Kameraden gewesen und haben uns geholfen... Ich will nicht behaupten, dass wir Mädchen auf dieselbe Art klug sind wie die Männer... das haben bloss die ersten Studentinnen gemeint... Aber ich weiss genau, dass wir die Intelligenz der Männer mit unserer Art ergänzen und bereichern können und... und...“ Sie schluchzte plötzlich laut auf wie ein kleines Kind und fuhr sich mit der Hand an die Nase. Das Taschentuch war weg, sie schnupfte und kämpfte, drehte sich plötzlich um und ging mit langen Schritten der Türe zu.

„Warten Sie, so warten Sie doch!“ Dr. Schneewind lief ihr nach und holte sie ein. „Warten Sie doch...“

Sie hatte inzwischen ihr Taschentuch gefunden und begann sich zu schneuzen. Das half ihr, die Haltung wiederzugewinnen. „Ich fand Ihre Vorlesungen wunderbar“, sagte sie und sah ihm voll ins Gesicht. „Es war das Schönste, was ich bisher hörte. Ich dachte mir: wenn ich doch mehr davon hören dürfte... Ich wusste nicht, dass ich davon ausgeschlossen bin als Frau. Dass ich kein Recht habe, mich dafür zu begeistern.“ Ihr Blick streifte das Zimmer. „Aber auch dieses alles ist ja nur Maja...“ Nun war ihre Stimme ganz kühl. Hochaufgerichtet wie eine junge Fürstin ging sie an ihm vorbei, öffnete die Türe und schritt hinaus.



Speicher in Reutigen bei Gwatt

Sechstes Kapitel

Clelia macht einen Fund

Trotz ihrem scheinbar so mutigen Abgang brauchte Clelia geraume Zeit, bis sie sich wieder etwas gefasst hatte. Sie lief ziel- und zwecklos durch eine Reihe von Strassen, in denen sie noch niemals gewesen war, und wo ihr nur immer wieder das Plakat ihres Vaters entgegenleuchtete. Seltsamerweise bedeutete ihr das vertraute Bild nun fast so etwas wie einen Trost.

Nach etlichem Herumirren merkte sie auf einmal, dass sie die Richtung verloren hatte und nicht mehr wusste, wo sie war. Es dunkelte bereits. Am Ende der — übrigens sehr belebten — Strasse leuchtete eine Kinoreklame auf. Sie ging darauf zu. Vielleicht stand dort ein Schutzmann, den sie nach dem Weg fragen konnte. Irgendeinen Vorübergehenden um Auskunft zu bitten, wagte sie nicht, denn davor hatte man sie gewarnt, weil angeblich junge Mädchen auf diese Weise Gefahr liefen, in die Hände von Mädchenhändlern zu fallen.

Als sie vor dem Kino stand — „Anna Karenina“ wurde gespielt —, fühlte sie plötzlich grosse Lust, sich den Film anzusehen. Alexander hatte ihr einmal gesagt, dass einem nichts besser über eine grosse Aufregung hinwegzuhelfen vermöchte als ein Kinobesuch. Wann Alexander in grosse Aufregung geriet, war freilich sehr schwer zu ermassen, denn er schien die Ruhe selbst, aber immerhin — sein Rezept war schliesslich eines Versuches wert!

Das Kino war überfüllt, da es Samstagabend und kühles, regnerisches Wetter war. Inmitten einer enggedrängten Menge musste sie stehend warten, bis der Film zu Ende war. Dann bekam sie, sie wusste selber nicht wie, einen Platz inmitten einer Bankreihe. Sie musterte prüfend ihre Nachbarn. Eine Krankenschwester in weissem Häubchen sass in ihrer Reihe... Ehe sie ihr Gesicht sehen konnte, löschte das Licht aus, und die Wochenschau begann.

Clelia hatte damals zu Alexander gesagt, dass sie es für die natürlichste Sache der Welt hielte, wenn eine Krankenschwester sich einen Film ansähe. Nun, da er ihr so geheimnisvoll von seinen Detektivversuchen erzählt, erschien ihr selber die Sache ein wenig rätselhaft. Allerdings, er hatte ihr gesagt, dass er die Schwester immer nur an einem Dienstagabend entdeckt hätte. Es war also kaum wahrscheinlich, dass es dieselbe war. Immerhin hatte er Clelia entschieden angesteckt, und als die beiden Personen, die zwischen ihr und der Schwester sassen, nach der Wochenschau hinausgingen, rückte sie auf den Platz neben der Schwester.

Zwischen Wochenschau und Vorfilm wurde das Licht für einige Augenblicke wieder eingeschaltet. Clelia ver-

suchte nun das Profil der Krankenschwester zu erfassen; aber die weisse Haube war so gross, dass sie den grössten Teil des Gesichts verbarg, wenn die Krankenschwester den Kopf gesenkt hielt wie eben jetzt. Sie kramte eifrig in der schwarzen Ledertasche auf ihren Knien und schien nach etwas zu suchen.

Clelia schaute sie unverwandt an. Sie kam ihr bekannt vor, ja, sie hätte fast darauf schwören mögen, dass es dieselbe Schwester war, die sie in den Vorlesungen von Dr. Schneewind gesehen hatte, und das machte sie auf einmal ungeheuer interessant. Sie überlegte. Wenn die Schwester wirklich studierte, das heisst, sich auf ein Lehrerinnenexamen vorbereitete, so war es nicht weiter merkwürdig, wenn sie am Abend einmal in ein Kino ging. Schliesslich war sie dann so gut Studentin wie Clelia und alle die übrigen...

Der Vorfilm war sehr komisch. Clelia war nicht genug Detektiv, um sich dadurch nicht ablenken zu lassen. Als es wieder hell wurde, bemerkte sie zu ihrem grössten Erstaunen, dass der Platz an ihrer Seite leer war. Er wurde sogleich wieder besetzt; eine dicke, ältere Dame aus dem Volke nahm ihn ein. Clelia sah sich nach den hinausdrängenden Leuten um — die weisse Haube war nicht darunter.

„Fräulein, schau'n's, Sie haben was follen lassen“, sagte die dicke Frau neben ihr und legte ihr ein kleines, weisses, zusammengefaltetes Papierchen, das aussah wie ein Pulverpäckchen aus einer Apotheke, in die Hand. „Es log grad neben ihrem Stuhl.“

Clelia wollte erst erwidern, dass es nicht ihr gehöre, dann kam ihr in den Sinn, dass es sich wirklich um Rauschgift handeln könnte, das, wie Alexander behauptete, die Schwester mit dem geheimnisvollen Manne austauschte. In dem rasch aufblitzenden Wunsche, ihm vielleicht zu einem Beweisstück zu verhelfen, nahm sie das Päckchen entgegen und dankte ihrer Nachbarin. Sie hatte es kaum in ihre Tasche gleiten lassen, als sie sich wie eine Diebin vorkam. Dann freilich tröstete sie die Ueberlegung, dass sie die Krankenschwester wahrscheinlich in Dr. Schneewinds Kolleg wieder aufzufinden vermochte oder — wenn das Päckchen wirklich etwas Wertvolles enthielt — es an der Kasse des Lichtspielhauses abgeben konnte.

Während es dunkel war und die Geschichte der Anna Karenina sich auf der Leinwand entrollte, befühlte sie neugierig das kleine Paket. Es schien kein Pulver zu enthalten, sondern eher eine einzelne, ziemlich grosse Pille. Sie wusste selbst nicht, ob Kokain in Pillen- oder Pulverform angewendet wurde, und nahm sich vor, Alexander jedenfalls gleich deswegen zu befragen und ihm das Ding zu zeigen, sobald sie zu Hause war. Ja, die Neugier, den Inhalt des Päckchens zu ergründen, wurde so stark in ihr, dass sie dem Film nur mit halber Anteilnahme folgte und sogar vor dem Schluss das Kino verliess.

Sie war noch keine drei Schritte auf der Strasse gegangen, als sie einen Schutzmann fand, den sie nach dem Wege befragen konnte. Er nannte ihr die nächste Haltestelle der Strassenbahn, die sie nach Hause brachte. Auch während der Fahrt befühlte sie das geheimnisvolle Päckchen mit den Fingerspitzen, bis ihr einfiel, dass ein Detektiv vielleicht nach Fingerabdrücken forschen würde. Sie begann sich entsetzlich zu schämen: die Fingerabdrücke hatte sie nun sicherlich alle verwischt.

Sie stieg eilig die Treppen zur Pension Glöckl hinauf. Noch war sie nicht auf den obersten Stufen angelangt, als sich oben die Türe öffnete und Alexander ihr in Hut und Mantel mit einem kleinen Reisekoffer in der Hand entgegenkam.

„Ich muss reisen“, rief er ihr zu. „Mein Vater hat telegraphiert, ich soll ihn treffen in Cologne... Der Zug fährt sofort...“ Und er sprang in grossen Sätzen die Treppe

hinunter, bevor Clelia ihm irgend etwas mitzuteilen vermochte.

Im Korridor stand Fräulein Elfriede und empfing sie etwas aufgeregt. „Das war eine Hetz“, sagte sie. „Mister Ross bekam vor einer Viertelstunde das Telegramm, und gleich wurde gepackt und der Zug herausgesucht, und nun läuft er wie ein Verrückter. Sie sollten die Unordnung in seinem Zimmer sehn!“

„Aber es ist doch kein Unglücksfall oder so etwas?“ fragte Clelia etwas betreten.

Fräulein Glöckl schüttelte den Kopf. „O nein. Der alte Herr Ross scheint hin und wieder eine Geschäftsreise nach Deutschland zu machen, und dann lässt er jedesmal seinen Sohn zu sich kommen, aber er telegraphiert immer erst, wenn er bereits unterwegs ist. Es war schon einmal so im Herbst. — Gehen Sie nur ins Speisezimmer. Die Baronin sitzt schon am Tisch, und auch Frau von Wolterhagen ist soeben hineingegangen. Herr und Fräulein Sauer und Fräulein von Brandeis sind heute Abend nicht da.“

Clelia lief eilig in ihr Zimmer und zog ihre Ueberkleider ab. Nachdem sie noch rasch ihr Haar ein wenig zurechtgemacht hatte, ging sie hinüber.

Die Tafelrunde war an diesem Abend wirklich sehr zusammengeschrumpt. Frau von Wolterhagen begrüsst Clelia mit ihrem süssesten Lächeln, und auch die Baronin nickte ihr wohlwollend zu. Clelia schlüpfte an ihren Platz. Fräulein Glöckl brachte die Teekanne herein. Brot, Wurst, Käse und Salat standen bereits auf dem Tisch.

„Fräulein Conradi“, sagte Frau von Wolterhagen, „am nächsten Montag um sechs Uhr abends singt Frau von Wallerström einige Lieder im Hause Commenios. Wenn Sie mich begleiten wollen? Ich würde mich freuen, Sie mit meiner kleinen Thora bekannt zu machen.“

Clelias Augen begannen zu leuchten. Trotz Alexanders höhnischen Worten und Peterchens Warnungen umschwebte das Haus Commenios noch derselbe Zauber wie bei jenem ersten Male, da Frau von Wolterhagen davon gesprochen hatte.

„Wenn Sie mich wirklich mitnehmen wollen!“ platzte sie heraus. „Ich werde natürlich sehr gerne kommen.“

Frau von Wolterhagen antwortete mit einer leichten, freundlichen Verbeugung und sagte dann: „Ich habe vor, etwa um fünf Uhr hier wegzugehen. Sie holen mich dann, bitte, auf meinem Zimmer ab. Man geht ungefähr zehn Minuten bis zum Hause Commenios, und vor den musikalischen Darbietungen wird Tee gereicht. Wir kommen dann gerade recht.“

Daraufhin wandte sie sich an die Baronin und fing an, den Stammbaum der Familie von und zu Eich von Eichenstamm durchzunehmen, da sich einer ihrer Neffen soeben mit einer Komtesse Angela Eich verlobt hatte und eben diese Komtesse mit einer Nichte der Baronin in der Schule gewesen war.

Clelia ass eilig, was vor ihr stand, und trank ihren Tee in grossen Schlucken. Sie konnte kaum mehr erwarten, das geheimnisvolle Päckchen zu öffnen, das noch immer in ihrer Tasche lag. Sobald sie fertig war, entschuldigte sie sich bei den beiden Damen, die sie mit einem huldvollen Lächeln entliessen, und zog sich in ihr Zimmer zurück.

Sie schloss die Türe hinter sich ab, stellte die Lampe auf den Tisch und breitete sorglich ein weisses Papier daneben aus. Dann setzte sie sich hin und fing mit spitzen Fingern an, das kleine Päckchen sorgsam auseinanderzufalten. Es war genau so geknickt und ineinandergeschoben wie eine Pulverpackung aus einer Apotheke. Als sie es aber geöffnet hatte, stiess sie einen leisen Ruf der Ueberraschung aus, denn in dem weissen Papier lag keine Pille, wie sie vermutet hatte, sondern ein Stein.

(Fortsetzung folgt)